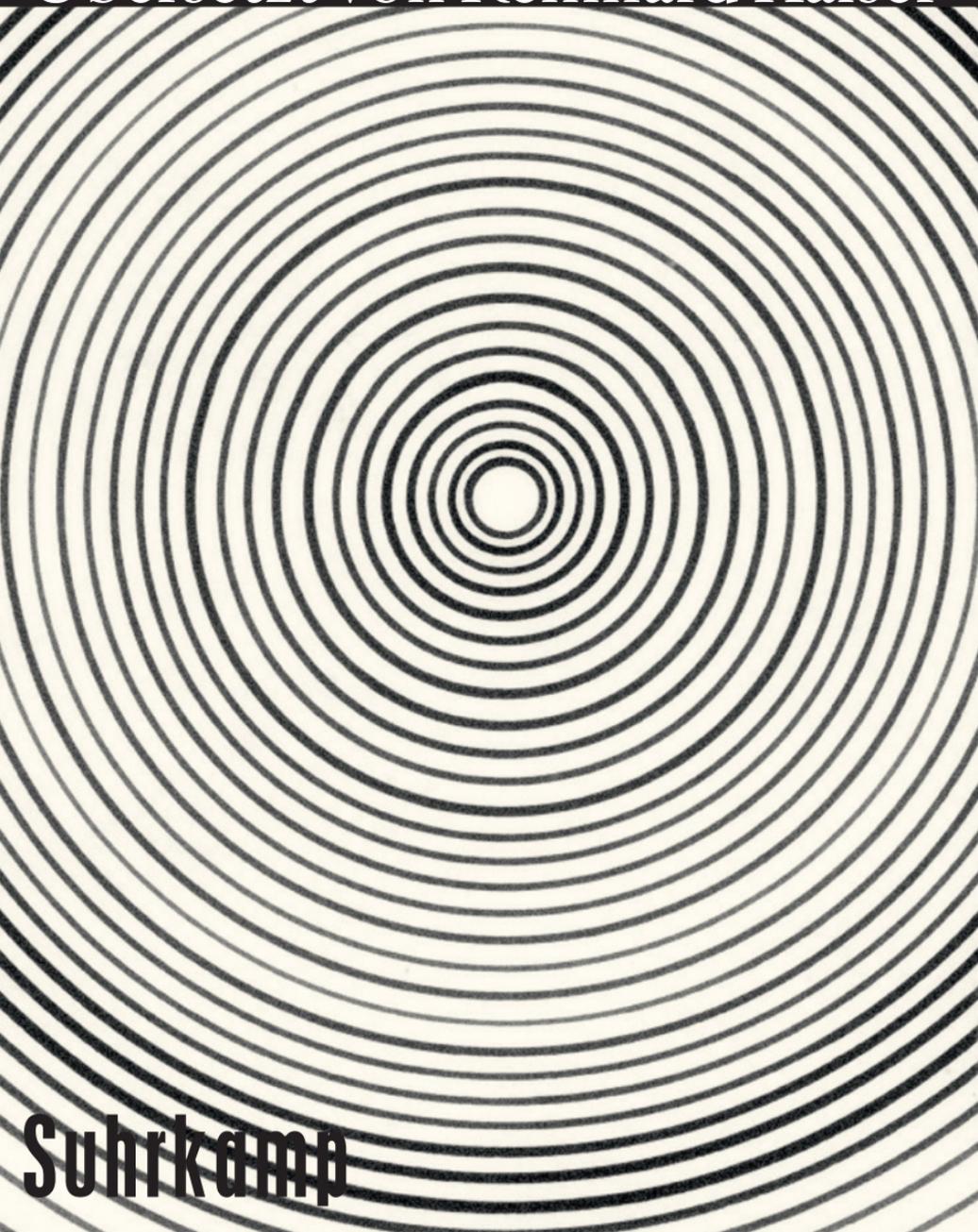


Die Glasglocke

SYLVIA PLATH

Übersetzt von Reinhard Kaiser



Suhrkamp

SV

Sylvia Plath
Die Glasglocke

Aus dem amerikanischen Englisch
von Reinhard Kaiser

Mit einem Vorwort
von Alissa Walser

Suhrkamp Verlag

Titel der Originalausgabe:

The Bell Jar

© 1963 Sylvia Plath

Die Neuübersetzung von Reinhard Kaiser erschien erstmals 1997 als Band 1221
der Bibliothek Suhrkamp

Für Elizabeth und David

Erste Auflage dieser Ausgabe 2013

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1997

Alle Rechte vorbehalten durch Suhrkamp Berlin,

insbesondere das des öffentlichen Vortrags

sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,

auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42365-3

Die Glasglocke

Vorwort von Alissa Walser

»Help help I feel life coming closer when all I want is to die«
(Marilyn Monroe)

So wie ihre letzten Gedichte, ihre Ariel-Gedichte, scheint auch dieser eine Roman von Sylvia Plath nahe an jener durch sie selbst hindurchführenden Grenze entlang geschrieben, hinter der es kein Zurück mehr gibt. Und so nähert sich auch Esther Greenwood, das junge, »aufbrechende« Ich der *Glasglocke*, den Verlockungen dieser Grenze – wie die Maus aus dem Rachen der Katze der verlockenden Falle oder umgekehrt, wie die Maus aus der Falle dem verlockenden Rachen der Katze. Und dies genau ist die Art und Weise, in der Sylvia Plath Esther Greenwood diese Grenze nicht überschreiten, sondern energetisch beherzt darauf zugehen lässt. Sie umkreist sie (sich), berührt sie (sich) mitunter auch, doch ihr »Todesunwunsch« ist letztlich nichts anderes als die Kombination aus Flucht vor Schmerz und Sucht nach Körperlichkeit.

Ich habe *Die Glasglocke* gerade zum vierten Mal gelesen, und wieder provoziert mich der Text, und ich streiche Sätze an und wieder an. Auf fast jeder Seite mehrere. Wie die Beobachtung, die Esther im Kino sitzend macht: »*Ich ließ den Blick über die Reihen hingerissener kleiner Köpfe gleiten, alle mit dem gleichen Silberglanz vorn und dem gleichen schwarzen Schatten hinten, und sie kamen mir vor wie eine Herde Mondkälber.*« Und ich entziffere, was ich an den Rand des Satzspiegels gekritzelt habe, teilweise vor vielen, vielen Jahren, Kommentare in winziger Schrift, Bemerkungen wie: »Heute!« oder »Für immer und ewig!«

Auch die Stelle mit dem Feigenbaum. Kaum zu glauben, dass die Autorin diese Figur aus den 1950er Jahren heraus- und in die frühen 1960er Jahre eingeschrieben hat. Esther Greenwood stellt sich vor, sie sitze auf einem Feigenbaum und könne sich vor lauter Feigen nicht entscheiden, welche sie denn nun neh-

men soll. Die Feigen stehen für die Möglichkeiten ihres Lebens. Wie soll sie bei so vielen Möglichkeiten mit ihrem Leben verfahren, das ja nur ein einziges ist? Es folgt die Aufzählung all der Möglichkeiten, denen sie ihr Leben widmen könnte. Einem Ehemann und Kindern. Sich selbst als berühmter Dichterin. Als brillante Professorin. Als tolle Redakteurin. Reisen nach Europa, Afrika, Südamerika. Einem Rudel Liebhaber mit seltsamen Namen und ausgefallenen Berufen. Sich selbst als Olympiasiegerin.

Ob ihre Entscheidungsunfähigkeit schon eine Wirkung der Glocke ist, die sich allmählich über sie stülpt? Es ist zwar nur eine Vermutung. Aber Esther wird verhungern. Denn Esther will alle Feigen. Typisch Plath, immer übergierig, immer vom Ehrgeiz hinterhergezerrt. Doch eine zu nehmen hieße (und das ist das märchenhaft Gesetzliche hinter ihrer Literatur), alle anderen zu verlieren. Und während sie unentschieden dasitzt, verschrumpeln die Feigen und fallen ab. Doch die Zeit (und das ist das Neue an den Märchen der Sylvia Plath) steht nicht still, sie geht weiter. Unbeeindruckt davon, was wir, die wir uns so gern mit ihr verkleiden, aus ihr herauslesen.

Das Provokante begründe ich mir mit der Sprache der Autorin. In der ihr eigenen Sprachübergenaugigkeit entsteht der Blick der jungen Esther Greenwood. Ein gezielt radikaler Blick. Ein Blick wie eine Geheimwaffe. Die College-Studentin richtet ihn mal auf, mal aus ihrer Welt heraus. Aus Notwehr also. Jeder Witz mit einem Hautgout schwarzen Humors über sich hinausgreifend. Während sie sich gleichzeitig zu arrangieren versucht, um einen selbstangemessenen Platz in dieser, ihrer Weltlichkeit zu finden.

Von außen gesehen ist nichts an ihr in Unordnung. Im Gegenteil. Sie ist ein prächtiges »*All-American-Girl*« der frühen 1950er Nachkriegsjahre. Sie erfüllt ihrer Mutter den Wunsch nach bes-

ten Schulnoten, sie ist mit Stipendien gesegnet, hat ein paar Freundinnen, oder »Mehr-oder-weniger-Freundinnen«, und einen Jungen aus gutem Hause, mit dem sie ausgeht, sowie immer mal wieder kleinere Jobs, des eigenen Geldes, der eigenen Wünsche wegen. Ihr Handeln wird von ihrem Ehrgeiz, alles richtig zu machen, getrieben; und es versteht sich von selbst, dass (wie in den Groschenromanen Horatio Algernon vom Amerikanischen Traum) das Leben, wenn man so jung, so begabt, so tüchtig und fleißig ist, sich erkenntlich zeigen wird. Und doch ist von Anfang an nichts so, wie es sein soll, inklusive Esther Greenwood selbst. Ihr Versuch, sich für die Rolle des perfekten Mädchens einer Fassade zu bedienen, scheitert.

Esther Greenwood kennt den Zweck nicht, zu dem sie das Mittel benutzt. Sie formuliert ihn nicht, sie ahnt ihn nur. Und wie sich diese Allianz der Sinnlosigkeit unmerklich langsam zur Depression auswächst und das Bild zu beherrschen beginnt, ist meisterhaft dargestellt. Das ihr immer mehr zur Zumutung verkommene Leben sieht ihr lange keiner an, nicht einmal sie selbst. Reflexhaft reagiert sie mit einer unablässigen und immer verzweifelteren Suche auf ihre Sucht nach Leben, dem einfachen, ohne doppelten Boden, das ihr wieder, wieder und wieder als Überforderung begegnet. Vorstellungen beherrschen sie, wie sie widersprüchlicher nicht sein könnten: einerseits die Hölle, in der es keine direkte Berührung mehr gibt (eine Glasglocke verhindert dies), andererseits die nie versiegende Hoffnung, dass das Leben auch anders sein könnte, unbedingt zu sein hätte, um lebenswert zu sein.

Esther Greenwood ist ein merkwürdiges Mädchen, eines, das sich mit derselben Energie, mit der sie ihre (widersprüchlichen) Lebenspläne zu verwirklichen sucht, dagegen wehrt, die eigene Essenz aufzugeben. Die Aussicht, durch Fleiß, harte Arbeit und etwas Glück vielleicht viel, viel später (das ist das Tragische daran) eine Art Leben zu führen, in dem sie dieser körperlich-geistigen Essenz möglicherweise ein Existenz-Eckchen einrichten

könnte, ist ihr keinesfalls genug. Sie will das Beste für sich. Und das heißt: das Leben pur. Das natürlich auch aus der Jagd nach braungebrannten, gutgebauten Jungs und gesellschaftlichen Erfolgen besteht. Bemüht, diese Welt mit links zu meistern, um Zeit und ein Alibi dafür zu haben, sich etwas viel Größerem zu widmen: dem Versuch, sich ihres eigenen, innersten Wesens bewusst zu werden, es (sich) in vollem Umfang zu bewahren – und zwar schreibend.

Der Versuch einen Roman zu verfassen, führt zu folgender, ernüchternder Erfahrung: Sie behauptet, sie könne nicht schreiben, und begründet dies damit, in ihrem kurzen Leben einfach nicht genug Erfahrungen gemacht zu haben. (Eine Vorstellung, die wahrscheinlich keiner Schreibenden fremd ist). Also stürzt sie sich wieder hinein – in dieses Leben, diesen Schmerz. Und so entsteht der Eindruck, sie sei süchtig nach Leben. Süchtig also nach dem, was sie verletzt. Nur deshalb ist ihr der Tod so nah.

Esthers Blick, dem die Autorin mit ihrer kristallisierenden Sprache folgt, ist eine Anmaßung und als solche eine Zumutung für die Umwelt. Überspannt, widersprüchlich, unverschämt, neugierig. Davon hat der Text seit seiner Entstehung kein bisschen eingebüßt. Deshalb auch schärft er unsere Wahrnehmung unserer Zeit, in der Kinder ja quasi schon mit einer Startnummer zur Welt kommen und das Ich seinen Sinn nur noch im »besser als . . .« begreift, in der Maß und Masse verschwimmen und Vermassung sich auf IMMER MEHR Lebensbereiche ausdehnt, bis dass wir es bei Michel Houellebecq auf ein Neues nachlesen können.

Warum, frage ich mich, ist dieses Buch nicht längst schulische Pflichtlektüre geworden? Weil Schüler nicht mehr lesen? Ja. Ja. Alter Hut. Ich weiß. Aber vielleicht läsen sie ja wieder, wenn . . . Vielleicht, und das ist die andere beschreibenswerte Variante, ist die Wirklichkeit aber bereits dermaßen unzumutbar, weil unveränderbar geworden für uns, dass wir tatsäch-

lich nur noch in die virtuellen, auch nicht gerade kostenlosen Wunsch-Welten flüchten können?

Wenn ich die Zeit mitlese, die seit der Entstehung des Romans und der darin beschriebenen Zeit und meinem Jetzt vergangen ist, stelle ich fest, dieses Buch wurde am Punkt einer Entwicklung von »Vermassung« geschrieben, von der unser Heute über fünfzig Jahre entfernt ist. Was wir uns heute zumuten, war also damals schon mehr oder weniger deutlich.

Inzwischen ist die Depression zur Volkskrankheit avanciert, ohne dass wir wissen – noch immer nicht wissen –, wie wir sie behandeln sollen. Generationen von Psychopharmaka haben ihre Siegeszüge angetreten, die Elektrotherapie feiert, angemessen maskiert, eine neue Renaissance. Und kennzeichnend ist, dass wir nicht mehr versuchen, Krankheit zu vermeiden, sondern darauf aus sind, das jeweils dafür richtige Medikament auf den Markt zu werfen. So weit die äußeren Umstände.

Sylvia Plath aber, und das ist das Aktuelle an diesem Buch, hat die Aktualität ihrer Zeit, ohne zu wissen, wohin sie führen würde, mit notiert. Die Sprache der Katastrophen des Lebens beginnt zu sprechen. Dieses Sprechen wiederum übersetzt sich in das Innerste. Das körperliche Erleben wird für Plath, alias Esther Greenberg, zu einem Maßstab. Nur so konnte sie ahnen, wohin die Entwicklung (sie) führen würde. Das ist gemeint, wenn man *Die Glasglocke* nach Autobiographischem befragt.

Als das Buch erschien, war es seiner Zeit voraus und die Autorin bereits vier Wochen später tot. Später wurde sie von der sich formierenden Frauenbewegung der 1960er und 1970er Jahre zur Ikone ernannt. Im Moment aber, da die Medien die Überwindung bestimmter Bewegungen diskutieren lassen, werden auch die mit ihnen identifizierten Texte als überwunden abgeschrieben. Sie existieren dann nur noch als Hüllen ihrer Zeit, als Kulturgüter. In meiner Bibliothek jedoch steht *Die Glasglocke*

kraftvoll wie ein Fels unter ihrer eigenen, ungeheuerlich tosenden, jederzeit lichtsäumenden, wie ein offenes Buch lesbaren Brandung.

Januar 2013

Eins

Es war ein verrückter, schwüler Sommer, dieser Sommer, in dem die Rosenbergs auf den elektrischen Stuhl kamen und ich nicht wußte, was ich in New York eigentlich wollte. Bei dem Gedanken an Hinrichtungen wird mir immer ganz anders. Die Vorstellung, auf den elektrischen Stuhl zu kommen, macht mich krank, aber in den Zeitungen war von nichts anderem die Rede – glotzügige Überschriften, die mich an jeder Straßenecke und an jedem muffigen, nach Erdnüssen riechenden U-Bahn-Schlund anstarrten. Es hatte nichts mit mir zu tun, und trotzdem ließ mich die Frage nicht los, wie es wäre, die Nerven entlang bei lebendigem Leib zu verbrennen.

Ich dachte, es muß das Schlimmste auf der Welt sein.

Dabei war New York schon schlimm genug. Um neun Uhr morgens hatte sich die trügerische, ländlich feuchte Kühle, die nachts irgendwie hereingesickert war, verflüchtigt wie das Ende eines angenehmen Traums. Tief unten in ihren Granitcanyons zitterten die heißen Straßen unter der Sonne wie graue Luftspiegelungen, die Dächer der Autos glühten und glitzerten, und trockener Staub wehte mir wie Asche in Augen und Rachen.

Im Radio und in der Redaktion – überall war von den Rosenbergs die Rede, bis ich an nichts anderes mehr denken konnte. Es war wie damals, als ich zum erstenmal eine Leiche sah. Noch wochenlang tauchte der Kopf dieser Leiche – oder vielmehr das, was von ihm übriggeblieben war – beim Frühstück hinter den Spiegeleiern mit Schinken auf oder hinter dem Gesicht von Buddy Willard, der schuld daran war, daß ich die Leiche überhaupt gesehen hatte, und bald hatte ich das Gefühl, ich würde diesen Kopf an einer Schnur überall mit mir herumtragen, wie einen schwarzen, nach Essig stinkenden Ballon ohne Nase.

Ich wußte, irgend etwas stimmte in diesem Sommer nicht mit mir, denn andauernd mußte ich an die Rosenbergs denken und daran, wie dumm es von mir gewesen war, all die unbequemen, teuren Kleider zu kaufen, die jetzt wie schlaffe Fische in meinem Schrank hingen, und daran, wie all die kleinen Erfolge, die ich auf dem College eingeheimst hatte, an den Marmor- und Spiegelglasfassaden der Madison Avenue abprallten und zerstoben.

Angeblich erlebte ich gerade die schönste Zeit meines Lebens.

Angeblich waren Tausende anderer Collegemädchen in ganz Amerika neidisch auf mich und wollten nichts lieber als in diesen Lackschuhen Größe 39 herumtrippeln, die ich mir in der Mittagspause bei Bloomingdale's gekauft hatte, zusammen mit einem schwarzen Lackledergürtel und einer passenden schwarzen Lacklederhandtasche. Und als in der Zeitschrift, bei der wir zwölf arbeiteten, mein Bild erschien – ich in einem engen Oberteil aus Silberlaméimitat über einer gewaltigen Wolke aus weißem Tüll, auf einem Dachgarten unter funkelnden Sternen Martini trinkend, in Gesellschaft mehrerer namenloser junger Männer von typisch amerikanischer Statur, die eigens zu diesem Anlaß eingestellt oder ausgeliehen worden waren – da glaubten offenbar alle, ich erlebte gerade eine tolle Zeit.

Sieh einer an, was in diesem Land alles passieren kann, sagten sie. Da lebt ein Mädchen neunzehn Jahre lang in irgendeinem abgelegenen Städtchen und ist so arm, daß sie sich nicht mal eine Illustrierte leisten kann, dann bekommt sie ein Stipendium fürs College, gewinnt hier einen Preis und da einen Preis, und am Ende hat sie New York im Griff wie das Lenkrad ihres eigenen Wagens.

Die Sache war nur die, daß ich gar nichts im Griff hatte, nicht einmal mich selbst. Wie ein tauber Trolleybus holperte ich vom Hotel zur Arbeit oder zu irgendwelchen Partys und von den Partys wieder zum Hotel oder zur Arbeit. Ich hätte vermutlich begeistert sein sollen, wie die meisten anderen Mädchen,

aber es gelang mir nicht. Ich war ganz still und leer, so wie sich das Auge eines Wirbelsturms vorkommen muß, das inmitten von Trubel und Getöse träge seines Weges zieht.

Wir waren zu zwölf in dem Hotel.

Wir hatten bei dem Wettbewerb einer Modezeitschrift gewonnen, mit selbstgeschriebenen Aufsätzen und Geschichten und Gedichten und Werbekram, und als Preis bekam jede von uns für einen Monat einen Job in New York mit kostenlosem Aufenthalt und allen möglichen Extras, Ballettkarten und Eintrittskarten für Modenschauen, Gutscheine für einen bekannten, teuren Friseursalon, Begegnungen mit erfolgreichen Leuten aus der Branche, nach der wir uns sehnten, und Ratschläge zur Pflege unseres individuellen Teints.

Ich besitze das Make-up-Set noch, das sie mir damals schenkten, eigens zusammengestellt für jemanden mit braunen Augen und braunem Haar: ein Rechteck brauner Mascara mit einer winzigen Bürste, ein Näpfchen mit blauem Lidschatten, gerade groß genug, mit der Fingerspitze hineinzutupfen, und drei Lippenstifte von Rot bis Pink, alles untergebracht in einem vergoldeten Kästchen mit einem Spiegel an der Seite. Ich besitze auch noch ein weißes Sonnenbrillenetui aus Plastik, auf das bunte Muscheln und Münzen und ein grüner Plastikseestern aufgenäht sind.

Mir war klar, daß wir mit diesen Dingen nur überhäuft wurden, weil sie für die beteiligten Firmen kostenlose Reklame waren, aber lustig machen konnte ich mich über sie trotzdem nicht. Die Geschenke, die da auf uns niedergingen, machten mir nämlich einen Riesenspaß. Nachher habe ich sie lange weggeschlossen, aber später, als es mir wieder besser ging, habe ich sie hervorgeholt. Sie liegen noch heute irgendwo im Haus herum. Die Lippenstifte benutze ich hin und wieder, und letzte Woche habe ich den Plastikseestern von dem Sonnenbrillenetui abgetrennt und dem Baby zum Spielen gegeben.

Wir waren also zu zwölft im Hotel, auf demselben Flur, auf demselben Stockwerk, in nebeneinanderliegenden Einzelzimmern – ich fühlte mich an mein Wohnheim im College erinnert. Es war kein richtiges Hotel – ich meine, kein Hotel, in dem Frauen und Männer manchmal auf demselben Stockwerk wohnen.

Dieses Hotel – das Amazon – war nur für Frauen, zum größten Teil Mädchen in meinem Alter mit reichen Eltern, die sichergehen wollten, daß ihre Töchter so untergebracht waren, daß Männer ihnen nicht zu nahe kommen und sie nicht aufs Glatteis führen konnten; und alle diese Mädchen gingen auf todschicke Sekretärinnenschulen wie »Katy Gibbs«, wo sie im Unterricht Hüte und Seidenstrümpfe und Handschuhe tragen mußten; oder sie hatten ihre Prüfung bei »Katy Gibbs« oder anderswo gerade hinter sich und arbeiteten nun als Sekretärinnen für höhere Angestellte oder Juniorchefs, oder sie hingen einfach in New York herum und warteten darauf, daß irgendein Karriere-mann sie heiratete.

Diese Mädchen machten auf mich einen schrecklich gelangweilten Eindruck. Ich sah sie auf dem Sonnendach, wie sie sich gähnend die Fingernägel lackierten und ihre Bermudabräune aufzufrischen versuchten und wie sie sich dabei anscheinend tödlich langweilten. Mit einer von ihnen unterhielt ich mich, sie fand alles langweilig – Yachten und Flugzeugfliegen, Skifahren über Weihnachten in der Schweiz, und die Männer in Brasilien ebenfalls.

Solche Mädchen machen mich krank. Ich bringe keinen Ton heraus vor lauter Neid. Neunzehn Jahre, und kein einziges Mal war ich aus Neuengland herausgekommen, außer zu diesem Ausflug nach New York. Er war meine erste große Chance, und nun saß ich hier herum und ließ mir diese Chance wie Wasser durch die Finger rinnen.

Ich glaube, eines meiner Probleme war Doreen.

Einem Mädchen wie Doreen war ich noch nie begegnet. Sie

kam von einem College für höhere Töchter im Süden und hatte weißblondes Haar, das ihr wie Zuckerwatte um den Kopf stand, blaue Augen wie durchscheinende Achatmurmeln, hart und glänzend und genauso unzerbrechlich, und einen Mund, der zu einer Art von immerwährendem Grinsen verzogen war. Es war kein boshaftes Grinsen, sondern ein belustigtes, rätselhaftes Grinsen, als wären alle Leute um sie her ziemlich albern und als könnte sie, wenn ihr danach wäre, ein paar gute Witze auf ihre Kosten reißen.

Doreen hängt sich sofort an mich. Sie gab mir das Gefühl, ich sei viel schlauer als die anderen, und sie war wirklich sehr komisch. Am Konferenztisch saß sie meistens neben mir, und wenn die prominenten Leute, die uns besuchten, ihre Vorträge hielten, flüsterte sie mir allerlei sarkastische Bemerkungen ins Ohr. Ihr College, erzählte sie, sei so modebewußt, daß sich alle Mädchen Handtaschenbezüge aus dem gleichen Stoff wie ihre Kleider machen ließen, und wenn sie sich umzögen, hätten sie immer auch eine passende Handtasche. Solche Einzelheiten beeindruckten mich. In ihnen deutete sich ein Leben in herrlich pompöser Dekadenz an, das mich magnetisch anzog.

Vorwürfe machte mir Doreen nur, weil ich mir immer Mühe gab, meine Aufgaben pünktlich zu erledigen.

»Wozu rackerst du dich ab?« In einem seidenen, pfirsichfarbenen Morgenrock rekelte sie sich auf meinem Bett und bearbeitete mit einer Papierfeile ihre langen, nikotingelben Fingernägel, während ich das Konzept für ein Interview mit einer Bestsellerautorin tippte.

Das kam noch hinzu – wir anderen hatten gestärkte Sommernachthemden aus Baumwolle und gesteppte Morgenmäntel oder vielleicht Frotteebademäntel, die man auch am Strand anziehen konnte, aber Doreen trug diese langen, halb durchsichtigen Dinger aus Nylon und Spitzen und hautfarbene Morgenröcke, die irgendwie elektrisch an ihr klebten. Sie hatte einen interessanten, leicht schweißigen Geruch, der mich an die gefie-

dernten Blätter des Amberstrauchs erinnerte, die eine Art Moschusduft verströmen, wenn man sie zwischen den Fingern zerbröselte.

»Du weißt doch, der alten Jay Cee ist es völlig schnurz, ob diese Geschichte morgen kommt oder erst Montag.« Doreen zündete sich eine Zigarette an und ließ den Rauch langsam aus den Nasenlöchern quellen, so daß ein Schleier vor ihre Augen trat. »Jay Cee ist häßlich wie die Sünde«, fuhr sie kalt fort. »Ich wette, ihr Alter macht das Licht aus, bevor er an sie rangeht, sonst müßte er kotzen.«

Jay Cee war meine Chefin, und ich hatte sie sehr gern, auch wenn Doreen über sie herzog. Sie war keine von diesen Modeticks mit falschen Wimpern und Flitterschmuck. Sie hatte Grips, und deshalb schien es mir unwichtig, daß sie abgrundtief häßlich war. Sie sprach mehrere Sprachen und kannte alle guten Autoren in der Branche.

Ich versuchte mir Jay Cee ohne ihr strenges Bürokostüm und ohne ihren offiziellen Mittagshut zusammen mit ihrem dicken Mann im Bett vorzustellen, aber es gelang mir einfach nicht. Ich hatte immer furchtbare Schwierigkeiten, mir Leute zusammen im Bett vorzustellen.

Jay Cee wollte mir etwas beibringen, alle alten Damen, denen ich je begegnet war, wollten mir etwas beibringen, doch nun glaubte ich plötzlich nicht mehr, daß sie mir etwas beibringen könnten. Ich schob den Deckel über meine Schreibmaschine und ließ ihn einklicken.

Doreen grinste. »Kluges Kind.«

Jemand klopfte an die Zimmertür.

»Wer ist da?« Ich machte mir nicht die Mühe aufzustehen.

»Ich bin's, Betsy. Kommst du mit zu der Party?«

»Warum nicht.« Ich war noch immer nicht an der Tür.

Betsy mit ihrem wippenden, blonden Pferdeschwanz und ihrem einfältig strahlenden Lächeln war direkt aus Kansas importiert worden. Ich weiß noch, wie wir beide einmal in das Büro

eines Fernsehproduzenten mit blauem Kinn und Nadelstreifenanzug gerufen wurden, der irgendeinen Aufhänger für eine Sendung suchte, und wie Betsy plötzlich anfing, über männlichen und weiblichen Mais in Kansas zu reden. Sie kam so in Fahrt, daß selbst dem Produzenten die Tränen kamen, aber gebrauchen konnte er nichts davon – leider, sagte er.

Später überredete die Kosmetikredakteurin Betsy, sich das Haar abzuschneiden, und machte ein Covergirl aus ihr, und heute lächelt mir ihr Gesicht noch gelegentlich aus Anzeigen wie »Auch P. Q's Frau trägt B. H. Wragge« entgegen.

Betsy lud mich andauernd ein, mit ihr und den anderen Mädchen etwas zu unternehmen, als wollte sie mich irgendwie retten. Dagegen lud sie Doreen nie ein. Wenn wir unter uns waren, nannte Doreen sie Pollyana Cowgirl.

»Willst du in unserem Taxi mitfahren?« fragte Betsy durch die Tür.

Doreen schüttelte den Kopf.

»Schon gut, Betsy«, sagte ich. »Ich fahre mit Doreen.«

»Okay.« Ich konnte hören, wie Betsy den Flur entlangtappte.

»Wir bleiben nur, bis wir es leid sind«, sagte Doreen zu mir und drückte ihre Zigarette auf dem Fuß meiner Nachttischlampe aus, »dann gehen wir in die Stadt. Die Partys, die sie hier aufziehen, erinnern mich an diese albernen Bälle in der Schulturnhalle. Warum trommeln sie dazu immer bloß Yalies zusammen? Die sind so stumpfsinnig!«

Buddy Willard besuchte Yale, und wenn ich jetzt darüber nachdachte, war es genau das, was an ihm nicht stimmte: er war so stumpfsinnig. Es war ihm gelungen, gute Noten zu bekommen und am Cape Cod mit irgendeiner furchtbaren Kellnerin namens Gladys anzubändeln, aber er besaß nicht einen Funken Phantasie. Doreen hatte Phantasie. Alles, was sie sagte, klang, als spräche eine heimliche Stimme aus meinem tiefsten Inneren.

Wir saßen in der abendlichen Rush-hour fest. Unser Taxi war